

Ich bin Marta und ich war vor wenigen Wochen mit der Gemeinschaft Sant' Egidio in Athen.

Ich möchte mir zunächst mit Ihnen gemeinsam Ihren ersten Besuch in „Eleonas“ vorstellen und danach ein paar Worte über unsere Arbeit vor Ort sagen.

Vielleicht beginnt ihr Tag in der Innenstadt Athens. Dann nehmen Sie sich ein Taxi in Richtung „Eleonas“. Sie sind überrascht, dass die Fahrt von der Akropolis zum Lager nur ungefähr eine Viertelstunde dauert, man in der Stadt jedoch gar nicht vom Lager spricht. Es kann gut sein, dass ihr Taxifahrer von „Eleonas“ noch nie gehört hat. Die Menschen leben segregiert, das merken sie schon jetzt. Sie fahren dann in ein Industriegebiet. Die Fabriken und Schornsteine sind grau, und die Stimmung auch. Die Menschenmassen auf den Straßen der Innenstadt fühlen sich weit weg an und sie sehen jetzt vereinzelt LKW am Straßenrand. Sie sind nun angekommen. Die graue Betonmauer öffnet sich an einer Stelle und weicht einem massiven Eisenzaun, das ist der Eingang. Auf der Mauer, direkt neben dem Tor lesen sie, mit schwarzen Graffiti geschrieben, „no human being is illegal“ und „freedom to refugees“. Dann treten sie ein in das Camp. Der Boden ist sandig und vielleicht fällt Ihnen sofort auf, dass es keine Bäume gibt auf diesem großen Platz. Vor Ihnen erstreckt sich eine Landschaft aus Containern. Diese sind über- und nebeneinander gestapelt. Manche sind bunt angemalt. Die Stimmung ist aber irgendwie nicht bunt und nicht fröhlich. Zwischendrin erkennen sie auch selbstgebaute Hütten und Zelte. Ihnen fällt sofort auf, dass wenig Menschen in den Gassen laufen. Alles wirkt irgendwie verschlafen. Jeweils zwei Familien teilen sich Container und ein Bad. Es ist eng in diesen Containern und Kinder und Eltern haben keinen privaten Raum, in den sie sich zurückziehen können. Vielleicht treffen sie Monika, die aus Somalia geflohen ist. Monikas trauriger Blick fällt Ihnen auf. Sie erzählt Ihnen von Ihrer Hoffnungslosigkeit, und sie meinen die Resignation physisch zu erkennen, jede Bewegung braucht

irgendwie lange und man sieht, dass sie Kraft kostet. Dabei ist Monika gerade mal 35 Jahre alt. Sie ist mit ihren zwei Kindern geflohen und weiß nicht, wo sich ihr älterer Sohn und ihr Mann aufhalten. Zuerst hat Monika mit den beiden Kindern für eineinhalb Jahre im Flüchtlingslager „Moria“ auf Lesbos gelebt. Sie sagt „Moria“, „das war die Hölle“. Sie hätten nicht genug zu essen gehabt und mussten dafür trotzdem mehrere Stunden anstehen. Im Sommer sei es in den selbstgebauten Zelten unerträglich heiß, im Winter unerträglich kalt gewesen. Es habe gestunken und überall habe Müll gelegen. Weil die Toiletten nicht annähernd ausreichten, hätten die Menschen Abflusskanäle gegraben. Duschen sei sie im Meer gewesen. Überall seien Ratten herumgelaufen. Wenn man krank wurde, sei die medizinische Versorgung, falls man es überhaupt zu einem Arzt schaffte, sehr schlecht. Kriminelle Banden hätten ständig Menschen bedroht und beraubt. Als Frau sei es besonders gefährlich. Frauen durften das Zelt aus Angst vor Vergewaltigung nachts nicht verlassen. Monika sagt dann, in „Eleonas“ sei es natürlich besser. Sie habe eine kleine Kochzeile und sogar eine Klimaanlage im Container. Es läge weniger Müll in den Gassen, der Gestank sei nicht so schlimm, die Kriminalität geringer. Aber auch in „Eleonas“ gebe es eben Diebstähle. Die Kinder seien seit der Ankunft noch nicht in der Schule gewesen. Die Perspektivlosigkeit sei tödlich, sagt sie. Die Euphorie sei so groß gewesen, als Monika und die Kinder endlich auf das Festland weiterreisten, doch nun seien sie schon ein Jahr hier, in „Eleonas“. Diese Geschichte werden sie heute noch ganz oft von vielen Familien hören. Sie beginnen zu verstehen, warum die Menschen nicht in den Gassen sind. Es gibt nichts mehr, für das man aufstehen möchte. Keine Schule für die Kinder, keine Termine für die Eltern, es gibt eben nichts zu erledigen. Dann treffen sie vielleicht Akazia aus dem Kongo, Mutter von zwei Kindern. Sie erzählt Ihnen mit Tränen in den Augen von ihrer neunjährigen Tochter Luz. In „Moria“ wurde Luz zweimal vergewaltigt. Seit dem zweiten Mal spricht sie nicht mehr. Auch Akazia erzählt Ihnen von ihrer Hoffnungslosigkeit, weil sie nicht weiß, wie sie Ihrer Tochter helfen kann und weil es einfach nicht weitergeht.

Auf der Treppe vor ihrem Container ^{sitzt} ~~sehen Sie~~ dann vielleicht Nala ^{sie} und kommen mit ihr ins Gespräch. Sie ist sechzehn Jahre alt und kommt auch aus dem Kongo, sie ist

mit ihrer Mutter geflüchtet. Nala wurde in „Moria“ fast vergewaltigt und hörte schon mehrere Male, wie auch in „Eleonas“ nachts versucht wurde, in den Container einzubrechen. Sie berichtet von großer Angst. Anstatt das Trauma zu behandeln, wird es nur immer und immer größer. Nala möchte eigentlich gerne Architektin werden, erzählt sie Ihnen. Sie möchte gerne in die Schule gehen und lernen. Aber seit fünf Jahren, seit sie den Kongo verlassen hat, war sie nicht mehr in der Schule.

Jetzt verlassen sie den vorderen Teil des Camps und betreten den hinteren Teil. Die Mittagssonne hat mittlerweile viel Kraft und Ihnen fällt umso mehr auf, dass es auf diesem großen Platz keine Bäume, keinen Schatten, gibt.

Im hinteren Teil stehen Zelte. Vielleicht lädt sie Alia in das Zelt ihrer Familie ein. Hier gibt es weder Bad, noch Strom und ~~innen fällt sofort auf~~ ^{sie bemerken sofort}, dass es sehr heiß ist in diesem Plastikzelt. Die Familie kommt aus Afghanistan. Die Tochter, Neda, ist zehn Jahre alt. Sie kann nicht laufen und ist in keiner medizinischen Behandlung, sagt sie. Neda hat keinen Rollstuhl. Wenn sie aus dem Zelt möchte, dann fährt Alia Neda im Kinderwagen herum. Neda ist ein fröhliches Mädchen und lernt gerne. Sie kann ein wenig Deutsch sprechen und beweist es Ihnen gleich, sie erklärt da gebe es eine App auf dem Handy, um neue Sprachen zu lernen. Aber auch Neda kann sich nicht daran erinnern, wann sie das letzte Mal in der Schule war.

Sie begeben sich jetzt auf den Rückweg und Ihnen fällt auf, dass es keinen Platz gibt, an dem die Kinder spielen können. Dabei haben sie doch so viele Kinder gesehen.

Durch den Eisenzaun verlassen sie „Eleonas“ nun wieder. Sie drehen sich noch einmal um und lesen an der grauen Betonmauer „no human being is illegal“ und „Freedom to refugees“.

Ich möchte Ihnen nun das Projekt der Gemeinschaft Sant' Egidio in Athen vorstellen. In mehreren Schichten waren diesen Sommer Studentinnen und Studenten der Gemeinschaft, die aus verschiedenen europäischen Ländern kommen, in Athen und haben dort das Projekt „Summerschool“ erstmalig aufgebaut. Die Gemeinschaft ist allerdings schon seit vielen Jahren in Griechenland aktiv. Einige der Kinder, die wir in Athen trafen, kannten die Gemeinschaft dadurch zum Beispiel schon aus „Moria“. Sie

haben sich sehr darüber gefreut, nun wieder bei einem Projekt mitzumachen. Manche Kinder erkannten auch Betreuer wieder, die sie einmal auf Lesbos getroffen hatten.

Aufgeteilt in eine Vormittags- und einer Nachmittagsgruppe holten wir täglich ungefähr 160 Kinder zwischen sechs und zwölf Jahren mit Reisebussen ab. Die „Summerschool“ fand in einem armenischen Kloster im Zentrum Athens statt. Für die meisten Kinder war die tägliche Fahrt in die Stadt seit langem die erste Möglichkeit das Camp zu verlassen. Von den Bäumen im Kloster machten einige Kinder Fotos, weil sie endlich wieder etwas Schönes sahen. Neda sagte zu mir, die Fotos würden ihr später beim Erinnern helfen. Für die geflüchteten Kinder war „Athen“ bis zu diesem Zeitpunkt lediglich die Container- und Zeltwüste gewesen, in der sie täglich nach einem Ausweg dürsteten. Der blühende Garten des Klosters war die ersehnte Oase. Die Kinder sprachen uns schon nach wenigen Stunden nur noch mit „my friend“ an. Wir merkten, dass es Freunde braucht, auf die sich die Kinder verlassen können.

Für uns war die Arbeit mit den Kindern aber nicht immer einfach. Gerade an den ersten Tagen waren sie sehr aggressiv. Wir mussten die sich bekämpfenden Kinder immer wieder voneinander trennen. Auf die kleinste Provokation reagierten die Kinder mit Gewalt. Dass im Lager wegen der fehlenden Exekutive das Prinzip „survival of the fittest“ gilt, merken die Kinder schon früh. Sie lernen, dass sie bloß keine Schwäche zeigen dürfen. Eine Konfliktlösung durch Sprache ist auch wegen der omnipräsenten Sprachbarriere oft schwierig. Ich war sehr beeindruckt davon, dass sich die Atmosphäre in der Gruppe während der Zeit, in der wir vor Ort waren, sehr verändert hat. Die Kinder waren schließlich weniger aggressiv. Wir mussten sich schlagende Kinder viel seltener auseinanderhalten. Wir sprachen mit Ihnen auch über den Rassismus, den wir bei den Kindern untereinander bemerkt hatten.

Anfangs hatten die Kinder auch große Schwierigkeiten sich an Regeln zu halten, still zu sitzen und zuzuhören. Auch hier war ich überrascht, als sich die Kinder beim Fußballspielen am dritten Tag plötzlich an alle Regeln hielten und den Anweisungen des Schiris folgten. Was Leibchen, eine Trillerpfeife und ein richtiges Fußballfeld

verändern können! Die Teams waren nationalitätengemischt und die Kinder freuten sich zusammen über jedes Tor und ärgerten sich gemeinsam über jedes Gegentor. Andere Kinder sehnten sich nur danach, Matheaufgaben zu rechnen oder mit bunten Stiften fröhliche oder traurige Bilder zu malen. Weil es im Camp keine Ressourcen dafür gibt!

Wir haben gemerkt, dass die Kinder so dringend Bezugspersonen und einen geregelten Tagesablauf brauchen. Wir haben gemerkt, dass es jemanden braucht, den sie ernsthaft „my friend“ nennen können.

Ich denke es wäre verfehlt, anzunehmen, dass sich die Stimmung im Camp durch unser Engagement gänzlich verändert hat. Dass sich die Kinder nicht mehr schlagen würden. Dass sie vor Hoffnung strotzen würden. Aber ich bin mir sicher, dass sich die Kinder an diesen Sommer erinnern werden. An diese Wochen, die herausstechen aus dem Meer der Gleichheit aller Tage und der Gleichgültigkeit, die ihnen entgegengebracht wird. Und ich bin mir sicher, dass wir ihnen eine Alternative aufzeigen konnten zu dem gewalt- und leidvollen Leben, das sie leider leben müssen. Und ich bin mir sicher, dass es gut ist, dass wir wiederkommen.

Und deswegen ist es gut, dass Mönchengladbach sicherer Hafen werden möchte. Lassen Sie uns aber auch diejenigen nicht vergessen, die zum Beispiel in „Eleonas“ noch auf rauer See treiben.

Und ein kurzer Reminder: am Sonntag ist Bundestagswahl. Falls Sie noch nicht gewählt haben, dann schauen sie sich vor der Wahl nochmal an, was die Parteien in ihren Wahlprogrammen vorschlagen hinsichtlich der Flüchtlings- und Migrationspolitik.